Schüler, Eltern und auch Lehrer – eigentlich sind sich ja viele längst einig, dass nicht schon in der Grundschule nur nach Zensuren gefragt werden soll. Foto: Florian Peljak

Eine Klasse für sich

Druck, Angst, schlechte Noten. Eltern und Kinder stellen den Schulen in Deutschland ein Armutszeugnis aus. Aber geht es wirklich nicht besser? Doch – das zeigen drei Beispiele aus Niedersachsen, Bayern und Berlin.

Von Tanjev Schultz

Göttingen – Auf der Suche nach einer guten Schule ist man hier gelandet: in der Wohnung der Familie Hagedorn. Der Holztisch ist an diesem Abend ausgezogen, so ist für alle Platz. Drumherum sitzen Leon Hagedorn und seine Eltern, zwei Lehrer und fünf Mitschüler. Deren Mütter und ein Vater sind auch gekommen. Leon ist 16 und geht in die zehnte Klasse. Er ist ein stiller Junge mit Kapuzenpulli, Brille und kurzem Haar. Er würde gerne Forstwirt werden, in der Schule läuft es einigermaßen. Birgit Wurtinger, seine Klassenlehrerin, glaubt an ihn.

Auf dem Tisch steht Wasser und Cola, später gibt es Schnittchen. Frau Wurtinger hat blaue Karten mitgebracht. Auf ihnen hat sie die „Trendnoten“ eingetragen. Sie zeigen, wo jeder Schüler derzeit steht. Darüber möchte sie jetzt mit den Eltern reden.

Blaue Karten? Klingt wie die berüchtigten blauen Briefe, die mitteilen, dass die Versetzung gefährdet ist. Trendnoten? Klingt nach Zeugnisangst.

Das aber sind die falschen Assoziationen. Die Jugendlichen am Tisch der Hagedorns besuchen die Lichtenberg-Gesamtschule in Göttingen. Sitzenbleiben gibt es dort nicht und Noten zum ersten Mal am Ende der achten Klasse. Jeder soll sich in Ruhe entwickeln können, egal mit welcher Empfehlung er von der Grundschule gekommen ist. Die Lehrer halten engen Kontakt zu den Eltern, Probleme werden frühzeitig miteinander besprochen. Und die Kinder

Zensuren sind Zahlen. Hier reden Lehrer lieber ausführlich über Stärken und Schwächen.

lernen nicht nur das Plusquamperfekt und den Satz des Pythagoras. Sie lernen, aufeinander zu achten und einander zu helfen. „Die Schüler sollen sich nicht ständig in Konkurrenz sehen“, sagt Birgit Wurtinger. Sie ist eine kleine Frau mit großer Autorität. Ihre Schüler dürfen sie duzen, aber wenn die Hefte schlampig geführt sind, scheut sich Frau Wurtinger nicht, von einer „Katastrophe“ zu sprechen.

Zensuren bestehen bloß aus Zahlen. Frau Wurtinger und ihre Kollegen setzen auf Dialog. Sie wollen, dass über die Stärken und Schwächen der Schüler offen gesprochen wird.

So eine Schule steht schnell im Ruf, statt Leistung nur Laisser-faire zu bieten. Wohlfühlen statt Wissen. Der frühere Bundespräsident Roman Herzog hat diese Skepsis einmal so zum Ausdruck gebracht: Wer die Noten aus den Klassenzimmern verbanne, sagte Herzog, der schaffe „Kuschelecken“ – aber keine Schule für die Zukunft.

Die Gesamtschule in Göttingen sieht jedoch gar nicht aus wie eine Schule von gestern. Mit ihrem Konzept feiert sie Erfolge. Im vergangenen Jahr brachte sie die beste Abiturientin in Niedersachsen hervor. In diesem Jahr hat sie den „Deutschen Schulpreis“ gewonnen, nicht zuletzt wegen der guten Leistungen ihrer Schüler. Zu ihrem bewährten Rezept gehören solche Abende wie bei den Hagedorns im Wohnzimmer.

Im Unterricht bilden jeweils sechs Schüler eine feste „Tischgruppe“. Sie sitzen zusammen, lernen miteinander und voneinander, und reihum treffen sie sich mit ihren Eltern und den Klassenlehrern zu Hause. Bei den „Tischgruppen-Abenden“ kommt vieles zur Sprache, die kleinen und die große Sorgen, Lob und Tadel. Jetzt ist es zum Beispiel der fehlende Mülleimer in der Klasse. Und die Sitzordnung. Zwei Mädchen sollen sich in der Schule so setzen, dass sie zwei Jungs, die noch etwas mehr tun müssen, damit sie ihren Abschluss schaffen, besser unterstützen und sie gelegentlich antreiben können. Die Mädchen nicken. Wird gemacht.

Die Klassenlehrer kennen die Kinder gut, sie begleiten sie von der fünften bis zum Ende der zehnten Klasse. Statt Noten zu verteilen, schreiben sie in den ersten Jahren ausführliche „Lernentwicklungsberichte“, in denen sie auf die Tischgruppe und dann detailliert auf den einzelnen Schüler eingehen. Melde dich öfter! Traue dich in den Naturwissenschaften an die komplizierteren Aufgaben! Solche Aufträge stehen dann in diesen Zeugnissen. Zwei bis drei Stunden braucht Birgit Wurtinger für einen Bericht: „Da befasse ich mich wirklich intensiv mit jedem Schüler.“

Die Eltern sind dankbar dafür. Leons Vater sagt, die Lernberichte seien für ihn eine sehr hilfreiche Form der Rückmeldung. Die anderen stimmen zu, das Wort „motivierend“ fällt oft in dieser Runde. Eine Mutter sagt, an anderen Schulen werde das Kind einfach „in eine Note gepackt“. Da drin stecke es dann fest.

Hier ist es anders. Sie sei froh, sagt die Mutter, dass für ihre Tochter Chiara nach der Grundschule nicht gleich der Notenstress begonnen hat. In der Familie hatte es schon genug Ärger gegeben, Trennung und Scheidung. Der Tochter ging es nicht gut damals. Wer weiß, ob Chiara noch mehr Druck ausgehalten hätte.

Jetzt ist sie eine selbstbewusste junge Frau, eine gute Schülerin, und vor den Noten braucht sie sich nicht mehr zu fürchten. Aber Chiara hat bemerkt, dass sich ein bisschen etwas verändert hat, seitdem Ziffern auf den Zeugnissen stehen. „Jetzt fragen die anderen: Was hast du? Und was hast du?“ Die Schüler sind nicht mehr so gelassen wie früher.

„Manche machen sich jetzt echt Druck“, sagt Chiaras Mitschüler Anton. Weil seine Mutter neben ihm vieldeutig lacht, schiebt er halb stolz, halb schuldbewusst hinterher: „Ja gut, ich nicht.“ Er bleibt locker.

So weit man das unter den Haaren, die ihm ins Gesicht fallen, sehen kann, ist Anton ein Junge mit einem fröhlich-frechen Grinsen. Er macht einen ziemlich zufriedenen Eindruck. Als er auf die Gesamtschule kam, sah das noch anders aus. Anton hatte schwere Zeiten hinter sich: Legasthenie, Schulangst, Kopfschmerzen, Übelkeit. Er war ein schüchterner, von der Schule eingeschüchterter Junge. Dann ging es aufwärts. Die Lehrer an der Göttinger Gesamtschule geben niemanden einfach verloren, sie wollen jeden erreichen. Das ist ihr Credo. Ein Team von Sozialpädagogen unterstützt sie dabei, es gibt ein Schüler-Café, Zirkuskurse, jede Menge Musik- und Theaterangebote. Die Last des Lernens soll möglichst gering sein, die Freude an der Schule umso größer.

Wer Angst hat, kann nicht gut lernen, davon sind sie an dieser Schule überzeugt. Sie berufen sich auf den Göttinger Neurobiologen Gerald Hüther, dessen Texte viele Pädagogen verschlingen. Wer Angst hat, kann nicht mehr vernünftig denken, sagt Hüther. Angst lähmt die Schüler und auch die Lehrer.

In Göttingen arbeiten die Pädagogen in kleinen Teams. Gemeinsam wollen sie den Einzelnen im Blick behalten, obwohl auch hier bis zu 30 Schüler in der Klasse sitzen. Die Tischgruppen und die festen Klassenlehrer erleichtern die individuelle Förderung. Bei „Normalpädagogen im Normalvollzug“, sagt Antons Vater, hätte es für seinen Sohn schlimm ausgehen können.

Frau Wurtinger führt noch diskret ein paar Einzelgespräche, während die anderen Karotten- und Paprikastücke mit Kräuterdip essen. Dann ist es allmählich Zeit aufzubrechen, morgen früh ist wieder Unterricht. „Und tschüss!“, sagt Frau Wurtinger.

Der nächste Tag beginnt mit einer Arbeits- und Übungsstunde, in der die Schüler frei arbeiten. Wenn sie wollen, können sie einen Lehrer um Rat fragen. In einer Ecke bereiten Jugendliche ein

In Bayern sehen viele Eltern nur den Weg, ihre Kinder auf eine Privatschule zu schicken.

Referat über das Embryonenschutzgesetz vor. Leons Tischgruppe hat andere Pläne. Sie ändern erst mal die Sitzordnung, wie sie es am Abend besprochen haben. Dann gehen Leon, Chiara und Niko in den Gemeinschaftsraum und fragen sich gegenseitig englische Vokabeln ab. In der nächsten Stunde schreiben sie einen Englisch-Test. „Sagt mir mal bitte, was heißt Demokratie?“, fragt Nico. Wer es zuerst weiß, klopft ihm aufs Bein und ruft die Antwort.

So viel Freiheit und Freiarbeit wie in Göttingen ist ungewöhnlich für eine staatliche Schule. Die Lichtenberg-Schule hat Modellcharakter. Weil sie die Kinder überhaupt nicht nach Leistungsgruppen aufteilt, musste sie eine Ausnahmegenehmigung der Kultusministerkonferenz einholen. Seitdem in Niedersachsen die CDU regiert, haben es die Gesamtschulen dort nicht mehr so leicht wie früher. Aber es gibt sie noch, und Eltern können ausweichen, wenn sie unzufrieden sind mit dem starren Korsett anderer Schulen.

In Bayern ist das etwas schwieriger. Hier sehen viele Familien nur den Weg, ihr Kind an einer Privatschule anzumelden. Bundesweit sind Privatschulen weiter im Aufwind, weil immer mehr Eltern alternative Lernformen wünschen und sie ihre Kinder vor den Auswüchsen eines sturen staatlichen Betriebs schützen wollen. Die hohe Nachfrage nach kirchlichen Schulen oder

Friedrich der Große? Für den interessieren sich auch in der Montessori-Klasse nicht viele.

der Waldorf-Pädagogik kommt ja nicht daher, dass alle plötzlich besonders bibeltreu oder Eurythmie-begeistert wären. Die Nachfrage speist sich aus dem Frust über Regelschulen, von denen viele noch so arbeiten wie vor 50 Jahren.

Vor lauter Sorge, die Kinder könnten den Anschluss verpassen, kann das Lernen schnell jedes Maß verlieren. Dramen spielen sich ab, Kinder brechen in Tränen aus, wenn sie im Diktat eine Drei nach Hause bringen. Vielerorts ist die Gelassenheit gewichen, die notwendig ist, damit Kinder sich unbedrängt entfalten können.

Um zurück zu dieser Gelassenheit zu finden, fährt Justus Buchinger jeden Morgen den weiten Weg von München nach Biberkor am Starnberger See. Er besucht dort die achte Klasse einer Montessori-Schule. Es ist ein ländliches Idyll. Durch die Fenster, die bis zum Boden reichen, schauen die Kinder auf eine Wiese, die Sonne scheint durch den leichten Nebel. Auf dem alten Gutshof steht eine prächtige Linde.

Justus ist 14, ein schmaler Junge mit langen Armen und Schelmengesicht. Nach der Grundschule hat er zwei Gymnasien in München kennengelernt. „Es war relativ übel“, sagt er. Ständig wurde eine Ex geschrieben, so nennen sie in Bayern die unangekündigten Tests. In Latein bekam er dann schon mal eine Sechs, von den Lehrern fühlte sich Justus wenig unterstützt. Dann kamen noch Probleme mit den Mitschülern dazu. „Mobbing“, murmelt Justus und wird wortkarg. Die Sache ist abgehakt. An der Montessori-Schule spielen Noten erst mal keine Rolle, und die Klassen sind kleiner. „Der Unterricht ist normal geworden – freundlicher“, sagt Justus. Die Lehrer sind für ihn da. Sie helfen. „Aber sie wollen auch, dass man es selber kann.“

Zur Montessori-Schule gehört die regelmäßige Freiarbeit. In den ersten Schulstunden sitzen die Kinder an ihren Aufgaben, sie sollen lernen, selbständig zu werden und ihre Fähigkeiten richtig einzuschätzen. Die Schüler sollen sich aber auch ausprobieren können und nicht nur auf die Fachleistungen reduziert werden. „Man kann nicht durch Unterdrückung Entfaltung bewirken“, so hat es Maria Montessori, die berühmte italienische Pädagogin, formuliert.

Justus holt ein Foto aus der Tasche und zeigt eine Fruchttorte. Die hat er selbst gebacken. „Ich bin Hobby-Bäcker“, sagt er. „Ich hab es einfach mal probiert, mich hat gewundert, dass ein ziemlich leckerer Kuchen rauskam.“ Er erzählt jetzt noch von den Radiosendungen, die er in seiner Freizeit moderiert. Sein Leben besteht nicht mehr nur aus Hausaufgaben und Schulnoten, und man sieht ihm an, dass es ihm gut geht.

Weil es sich manchmal außerhalb des Unterrichts am besten lernt, dürfen die Montessori-Schüler einmal im Jahr eine „Herausforderung“ wählen, der sie sich zwei Wochen lang stellen. Sie sollen sich etwas suchen, mit dem sie wachsen und sich bewähren können. Das kann eine Bergtour sein, ein Astronomie-Kurs oder ein Praktikum im Altenheim. Justus möchte gerne nach England fahren und sein Englisch aufbessern.

Jetzt sitzt er erst mal im Geschichtsunterricht. Der Lehrer müht sich redlich, den pubertierenden Schülern etwas über Friedrich den Großen und den aufgeklärten Absolutismus beizubringen. Ob Justus zuhört, ist schwer zu sagen. Er malt irgendwelche Bildchen, bis ihm der Lehrer das Papier wegnimmt. Es ist nicht so, dass die Montessori-Schüler im schwierigen Alter begieriger auf den Unterricht wären als andere Jugendliche. Aber sie machen hier kein großes Drama daraus. Weder die Lehrer noch die Kinder wirft es aus der Bahn, wenn es nicht gleich beim ersten Mal klappt.

Hans Traxl, der den Gymnasialzweig an der Montessori-Schule leitet, hat wohl ein wenig Sorge, seine Schule könnte wirken wie eine Villa Kunterbunt, in der jedes Kind nur macht, was ihm gefällt. „Wir sind kein Wolkenkuckucksheim“, sagt er. Zwei mal drei ist auch in Biberkor nicht vier, sondern sechs. Traxl war bis vor kurzem Lehrer an einem Gymnasium in Heidelberg. Er hält nichts davon, schlechte Leistungen schönzureden oder zu verschleiern. „Das tut Kindern nicht gut.“ Für ihre Abschlüsse und das Abitur müssen sich die Montessori-Schüler später den zentralen staatlichen Prüfungen stellen. Daran kommt niemand vorbei. Aber das bedeutet nicht, dass die ganze Schulzeit ein Prüfungsmarathon sein muss. Statt den Schülern Noten zu verpassen, setzen die Montessori-Lehrer wie die Kollegen in Göttingen lieber auf ausführliche Berichte und regelmäßige Gespräche mit den Kindern und den Eltern.

Noten empfinden Kinder oft als pauschales Urteil über ihre Person, sagt Traxl. Sie sehen sich als „Zweier-Schüler“ oder als „Vierer-Schüler“. Und manche geben sich auf. „Nichts ist trauriger als junge Menschen, die die Welt entdecken wollen, aber immer das Gefühl haben: Ich bin nicht gut.“

Sogar Kinder, die sehr gute Leistungen bringen, können es leid sein, ständig benotet zu werden. So eine Schülerin sitzt in Berlin auf dem Pausenhof der Evangelischen Schule Berlin-Zentrum, die tatsächlich in der Mitte der Hauptstadt liegt. Jamila Tressel ist 13 Jahre alt und sehr ehrgeizig. Nach der vierten Klasse ist sie zunächst auf ein Gymnasium gewechselt. Eigentlich dauert die Grundschule in Berlin sechs Jahre, aber Jamila war so gut, dass sie in eine „Schnellläuferklasse“ gehen konnte. Dort gefiel es ihr aber nicht: „Die haben uns keine Zeit gegeben, die Sachen zu verstehen.“ Das Mädchen saß bis spät abends an den Hausaufgaben, „ich konnte nicht mehr lachen“. Ihre Noten waren gut. Aber die Freude war weg.

Jamila sagt, der Druck, unter den sie sich selbst setzt, genügt ihr schon. Da brauchen nicht auch noch die Lehrer zu kommen. Deshalb ist Jamila zurück in ihre Grundschule gegangen und hat sich dann in Ruhe umgeschaut, welche Schule zu ihr passen könnte.

Das Gebäude sieht eher trist aus – für den Lernerfolg aber spielt das keine große Rolle.

Die Evangelische Schule sieht auf den ersten Blick nicht besonders einladend aus. Abgesehen von einer neuen Aula aus Holz steckt sie in einem alten Kasten mit dem Charme einer Ordnungsamt-Außenstelle. Von den Fensterrahmen bröckelt die Farbe, im Treppenhaus fliegen Papierfetzen herum. Aber darauf kommt es nicht an.

Jeder Schüler hat einen Lehrer als Tutor. Am Ende jeder Woche sitzen sie zusammen, reden über die Aufgaben der vergangenen und der kommenden Tage. Morgens arbeiten die Jugendlichen auch an dieser Schule selbständig, die Lehrer können jederzeit helfen, stehen aber nicht mehr die ganze Zeit im Zentrum der Klasse.

Jedes Kind führt ein „Logbuch“, das ist sein eigener Lernplan, sein persönliches Schultagebuch. Manche bekleben oder bemalen es kunstvoll. „Das hat seine ganz individuelle Note“, sagt eine Neuntklässlerin.

Eine individuelle Note: So hat Jamila sich das gewünscht, als sie mit ihren Eltern die Schule aussuchte. Aufs Gymnasium wollte sie auf keinen Fall mehr, Abitur kann sie genauso gut an der Evangelischen Schule machen, wenn sie das möchte: „Es gibt tausend Wege ans Ziel zu kommen. Aber das Gymnasium kennt nur einen.“

Jamila geht jetzt ihren Weg. Ein besonderes Ziel hat sie auch schon vor Augen. Wenn sie erwachsen ist, würde sie gerne noch eine gute Schule gründen.